

Schlittenfahrt

Der Jahreswechsel unterschied sich nicht von den vorhergegangenen. Meine Euphorie der guten Vorsätze wandelte sich nach einigen Tagen allmählich in die Einsicht eigener Schwäche. Die Trägheit zu überwinden, zukünftig regelmäßig zwei Mal die Woche bei ›Top & Fit‹ zu schwitzen, fiel mir schwerer als mir vor Jahren das Rauchen abzugewöhnen. Ich rechtfertigte mich damit, auf einen Anruf von Karola zu warten, den ich auf keinen Fall verpassen wollte – eine reichlich dumme Ausrede, wie mir dazu einfiel, denn sie würde mir auf den Anrufbeantworter sprechen.

Die Heiligen Drei Könige kamen und brachten ihre Geschenke. Karola meldete sich nicht. Als ich unruhig wurde und mich beim abendlichen Fernsehprogramm nicht mehr richtig konzentrieren konnte, rief ich mir die Umstände ins Gedächtnis, unter denen ich Karola am Heiligabend kennengelernt hatte. Und hatte ich nicht das Wort ›pädophil‹ in den Mund genommen, um eine unüberwindbare Hürde aufzubauen, als mir Karola die sonntägliche Betreuung ihrer sechsjährigen Tochter andiente – mir, einem Fremden? Diese Frage erforderte keine Antwort. Ich war danach wieder ehrlich zu mir selbst. Das Ansinnen einer erkennbar jüngeren Frau schmeichelte mir und gab mir das Gefühl, es könnte doch noch Veränderungen in meinem Leben geben. Während dieser Einsicht stand ich am Fenster und beobachtete, wie der Wind die Schneeflocken heftig gegen die Scheibe drückte.

Karola rief am Morgen des zweiten Januarsamstag an. Es sei alles sehr kurzfristig, sagte sie, ob ich morgen vielleicht?

Kein Problem, sagte ich spontan und fragte, ob Tina einen Schlitten hätte.

Das bekäme sie schon hin, dann bis morgen um zwei.

Keine zweihundert Meter durch den Park beginnt ein Weg, der unten am Fluss in den alten Treidelpfad mündet.

»Den Weg fahren wir runter«, schlug ich Tina mit Begeisterung in der Stimme vor. »Vor dem Ufer müssen wir ordentlich bremsen, sonst fahren wir durch. Ein Schlitten ist schließlich kein Ausflugsdampfer.«

»Hast Du keine Frau?«, fragte Tina.

Ich schüttelte überrascht den Kopf.

»Willst Du keine?«, hakte Tina nach.

»Sie ist tot.«

Sachlicher hätte ich es nicht formulieren können. Die Antwort erschlug Tinas Neugier, denn sie sagte nichts weiter dazu. Mich niederzuknien, einen

Arm um Tinas Taille zu legen und mit der anderen Hand in den Himmel zu zeigen und von Engeln zu reden, war nicht meine Art. Ich war schließlich nicht ihr Vater und musste ihr nichts schonend beibringen. Mit Marion war ich kinderlos geblieben. Vor zwei Jahren war sie gestorben. Das abrupte Ende einer glücklichen Beziehung hatte mich aus der Bahn geworfen – nicht aus der Spur von Arbeit und Alltag, sondern nahm mir unerwartet einen Teil meiner Lebensperspektiven.

Wir rodelten den Weg hinunter, brüllten jedes Mal ›Bahn frei!‹, auch wenn es nicht unbedingt notwendig war, und wichen gehorsam den Hinunterfahrenden aus, wenn wir den Weg nach einer Abfahrt wieder hinauf stapften.

»Willst du mal allein fahren?«, fragte ich. »Nein? Früher bin ich immer gerne bäuchlings gerodelt. Gesteuert wird mit den Schuhspitzen. So.«

Ich nahm gebückt Anlauf und warf mich auf den Schlitten.

In dreißig Jahren hatte sich einiges verändert. Ich war schwerer geworden und auch der Abstand zwischen mir und dem Schlitten hatte sich vergrößert. Schmerz durchzog meine Brust, als ich auf den Schlitten prallte. Er veränderte die Richtung und drohte, links den Abhang hinunter zu stürzen. Ich versuchte zu lenken wie damals, verwechselte aber erst rechts und links und prallte dann gegen einen Baum. Der Schlitten überschlug sich. Es folgte ein mehrkehliges Kreischen und ein Schlag gegen mein linkes Bein. Ein anderer Schlitten kippte und warf zwei Kinder in den Schnee.

Ich schloss die Augen und stöhnte. Das Gekreische der im Schnee gelandeten Kinder nervte. Gerne hätte ich das ›Können Sie nicht aufpassen?‹ mit einer Ohrfeige erwidert, um den dumpfen Schmerz im Bein und den Ärger über die missglückte Vorstellung abzureagieren. Ich versuchte, mich aufzurappeln, doch stoppte der stechende Schmerz jede weitere Bewegung. Mein Schmerzensschrei war so etwas wie ein Signal. Die Rodelbahn leerte sich, als hätten alle Kinder ein schlechtes Gewissen oder befürchteten, ich könnte sie für den Unfall zur Rechenschaft ziehen. Sie rannten hinauf und die, die bereits oben waren, fuhren nicht mehr hinunter. Nur Tina kam mir zu Hilfe, ohne dass ich sie rufen musste.

»In der Jackentasche rechts ist mein Telefon.«

Tina fummelte das Handy aus der Tasche. Ein Riss zog sich quer über das Display. Ich tippte die 110. Keine Anzeige, kein Rufton. Auch das noch! Wenn man so wie ich allein lebt, verliert man ohne Telefon heutzutage schneller als man denkt die Verbindung zum Leben.

»Hast du ein Handy, Tina?«

Tina reichte mir ihr Telefon. »Die eins ist für die Mama, zwei für die Oma«, instruierte sie mich.

Ich kam mit der Kurzwahl nicht zurecht. »Ruf du die Mama an«, bat ich, »ich brauche einen Krankenwagen.«

»Muss ich dankbar sein, dass Tina nichts passiert ist?«, fragte Karola vorwurfsvoll, nachdem ich ihr den Unfallhergang geschildert hatte.

»Ich habe Tina nicht in Gefahr gebracht.«

Für einige Sekunden beherrschte unsere Verstimmung das Krankenzimmer.

»Wie lange musst du hier bleiben?«

»Ich werde heute entlassen. Der Arzt sagte mir, jetzt müsse ich nur noch die Heilung absitzen.«

Karola musterte die Krücken am Fußende des Bettes. »Brauchst du Hilfe? Soll ich dich nach Hause fahren?«

»Ich nehme ein Taxi.«

Karola zögerte. »Ich muss jetzt in die Redaktion.« Sie hob die Hand und ging zur Tür.

»Tina kann gerne trotzdem sonntags kommen«, sagte ich Karola in den Rücken. »Bis der Gips ab ist, bleiben wir zu Hause und spielen Mensch ärgere dich nicht. Oder was Tina sonst mag.«

Karola drehte sich im Hinausgehen um und nickte mir ihr Einverständnis zu.

Es dauerte noch über eine Stunde, bis mich ein mir noch unbekannter Arzt aufsuchte. Er begutachtete den Gips und überreichte mir einen Umschlag. Für den Hausarzt.

Das Gehen mit den Krücken fiel mir schwer; nicht etwa, weil mir die Kraft in den Armen fehlte. Gewöhnlich ging ich zügig. Im Alltag herrschte oft Termindruck, dann arbeitete ich nicht nur schneller, sondern legte auch automatisch einen Schritt zu, und wurde sogar ungeduldig, wenn sich die Kollegen an der Essenausgabe vor mir Zeit nahmen für die Entscheidung, ob sie Kartoffeln oder Reis zum Fleischgericht oder doch besser den Fisch in Senfsauce wählen sollten. Jetzt ergab sich die Gelegenheit zu lernen, gelassener zu werden.

Dem Taxifahrer band ich nicht schon bei der Abfahrt auf die Nase, dass ich kein Geld dabei hatte. Er hatte keine andere Wahl, als mich mit misstrauischem Gesichtsausdruck vor die Haustür zu begleiten, durch den nicht geräumten Neuschnee. Mit Krücken konnte ich keinen Schnee schieben, also

würde ich die Nachbarn bitten müssen, meine sieben Meter Hausfront zu übernehmen. Das war aber nicht das Einzige, was zu organisieren war. Die nächste Bitte wollte ich an Kollege Möller richten. Wenn er mich morgens mit ins Büro nehmen und nachmittags nach Hause bringen würde – Krankenschein hin, Krankenschein her, gäbe es wenigstens an den Werktagen Frühstücksbrötchen und ein anständiges Mittagessen in der Kantine, und der Arbeitsrückstand bis zu meiner Genesung würde erträglich ausfallen, auch wenn Möllers Arbeitszeiten immer schon kürzer als die meinen waren. Als ich ihn kennen lernte, fand ich seinen mangelnden Ehrgeiz seltsam, bis ich begriff, dass Möller mit über fünfzig keine Beförderungschancen mehr hatte. Er machte das Beste daraus.

Jetzt erst einmal nach oben, umziehen und das Waschen üben, ohne das Gipsbein anzufeuchten, dachte ich. Schon auf den ersten Stufen der gewundenen Treppe lernte ich, was eine körperliche Behinderung bedeuten kann. Auf halber Treppe angekommen ahnte ich, welches Martyrium mir in den nächsten Wochen bevorstand. Zugleich rutschte mir eine Krücke weg und ich verlor das Gleichgewicht.

Es dauerte eine Weile, bis ich wieder klare Gedanken fassen konnte. Ich lag auf dem Fußboden in der Diele, mein Kopf dröhnte und der linke Arm schmerzte. Ich versuchte erst gar nicht, die Hand zu bewegen. Langsam schob ich mich mit einer Ferse über den Fußboden in Richtung der Haustür. Dann bekam ich das Ende einer Krücke zu fassen und hangelte mit der Armstütze nach der Türklinke. Beim dritten Versuch sprang die Tür auf. Der Januarwind blies eisige Luft in die Diele und wirbelte einige Flocken Neuschnee herein. So laut ich konnte, schrie ich um Hilfe, als könnte ich damit die Schmerzen in der Schulter betäuben. Stattdessen verstärkte sich das Dröhnen im Kopf bis zum Bersten.

Frau Theilmeier, meine Nachbarin zur Linken, hörte mich, als sie Müll zum Container an die Straße bringen wollte.

Ich hätte Glück gehabt, sagte mir der Arzt, der mich vor Stunden erst entlassen hatte. Eine Claviculafraktur könne sehr kompliziert verlaufen. Er zeigte mir die Bruchstelle des Schlüsselbeins auf dem Röntgenbild. Die Knochenenden lägen dicht beieinander, das könne mit einem Rucksackverband gerichtet werden. In 4 bis 6 Wochen. Mit Ausnahme der Platzwunde sei der Kopf in Ordnung, zumindest der Röntgenaufnahme nach zu urteilen. Wegen der Gehirnerschütterung müsse ich zwei bis drei Tage zur Beobachtung bleiben. In meinem Fall bedeute das eine anschließende Reha-Maßnahme, da

ich praktisch hilflos sei mit dem Rucksackverband und dem eingegipsten Bein. Und noch einmal die Treppe herunterfallen, das müsse nicht sein. Mit Krücken eine Wohnungstreppe hinaufzusteigen, sei aber auch eine Schnaps-idee.

Mein Fall hatte sich also bereits herumgesprochen.

Was er denn an meiner Stelle getan hätte, allein?, fragte ich. Einen Kranwagen bestellt?

Mein Ärger war eine Mischung aus Einsamkeit und Hilflosigkeit, vergleichbar mit dem Gefühl an Heiligabend, als ich harmlosen Kirchgängern auf der Straße die Wahrheit über den Ursprung des Weihnachtsfestes nahe bringen wollte. Wenn ich nicht Karola begegnet wäre, wer weiß, wie lächerlich ich mich noch gemacht hätte. Womöglich wäre ich schon Heiligabend ins Krankenhaus eingeliefert worden. Unter günstigeren Bedingungen.

Ich ließ den Arzt allein, ohne eine Antwort abzuwarten, was sowohl unhöflich als auch ungerecht war. Eine andere Möglichkeit, als die Brüche bis zur Heilung auszusitzen, hatte ich ohnehin nicht.

Als nach drei Tagen feststand, dass mein Kopf keinen weiteren Schaden genommen hatte, wurde ich in die Reha-Klinik verlegt. St. Marien war ein ehemaliges Krankenhaus, das einer der Gesundheitsreformen aus Rentabilitätsgründen zum Opfer gefallen war und nun als Sammelbecken für alle Patienten diente, die mehr Pflege als medizinische Versorgung brauchten. Schon die Größe der Zimmer machte die Veränderung plausibel. Wir waren zu viert, wo vormals sechs Platz gefunden hatten, verfügten dafür aber über ein rollstuhlfähiges Badezimmer.

Ich lag mit einer Darmoperation, einer Hüfte und einem Magen auf dem Zimmer, alle drei weit über siebzig. Das Alter war nicht das einzige gemeinsame Merkmal: Jeder haderte auf seine Weise mit dem Schicksal und der Krankheit. Heinz – der in dem Bett hinter meinem Fußende lag – stand nur auf, wenn seine Frau ihn bei den täglichen Besuchen inständig bekniete. Ansonsten starrte er stumpfsinnig gegen die Wand. In einem Krankenzimmer herrschte zumindest nach meiner Vorstellung ein höheres Maß an Mitgefühl als draußen, weshalb ich mich an diese totale Verweigerung erst gewöhnen musste. Zur anderen Seite lagen Walter mit der neuen Hüfte und Werner mit dem künstlichen Darmausgang. Ich lernte einen weiteren medizinischen Fachbegriff kennen: Stoma; und wie eine Operation, obwohl sie lebensrettend ist, Verzweiflung auslösen kann.

Nach drei Tagen verstand ich Heinz. Diese Klinik war wie der Vorhof zum Friedhof. Dort lag man in Trauer aufgebahrt, hier nur wartend herum. Heinz

hatte eigentlich gar keinen Grund zum Klagen, seine Frau brachte ihm alles, um seinen Aufenthalt erträglich zu gestalten: Bücher, Zeitschriften, ein Radio mit Ohrstöpseln, selbst eine Flasche Schnaps, wenn er danach gefragt hätte. Zu mir kam niemand. Selbstverständlich dachte ich an Karola. Als berufstätige allein erziehende Mutter konnte ich ihr nicht zur Last fallen, nicht nach den gerade einmal – ich zählte in Gedanken nach – sechs Begegnungen, ganz abgesehen von der immer wieder mangelnden Harmonie zwischen uns.

Keiner der Patienten konnte sich über mangelnde Pflege und Versorgung beschweren. Ich musste mich erst daran gewöhnen, dass Schwestern mir beim An- und Ausziehen und der täglichen Toilette halfen. Meinen Intimbereich öffentlich zu machen, wie ich das empfand, fiel mir bei den jüngeren Schwestern schwer. Vielleicht lag das daran, dass über allem eine Atmosphäre von Alter und Siechtum lastete, der ich mich nicht zugehörig fühlte. Man schob mich mit dem Rollstuhl in den Aufenthaltsraum, wo der Fernseher Kanäle plärrte, die ich mir zu Hause nie anschaute, wo ich aufdringlichen Fragen von Mitpatienten ausgesetzt war und nur Altpapier zum Lesen herum lag, dazwischen die geduldigen Stimmen der Schwestern, wenn ihre Anordnungen nicht befolgt wurden; von Patienten, bei deren äußerlichem Zustand ich Zweifel hegte, ob diese überhaupt verstanden worden waren.

Ich war in einem mir unbekanntem Teil des Lebens angekommen. Es bestand im Wesentlichen aus unerträglicher Langeweile und Jammer, berechtigt oder unberechtigt.

Oft rollte ich zum Fenster und schaute mir den Januar an, der in diesem Jahr ungewöhnlich schneereich war; anders als die Schneefälle der letzten Jahre, die stets heftig hereinbrachen, den Verkehr lahm legten und nach zwei Tagen im Matsch des Tauwetters endeten.

Was ich durch das Fenster sah und Januar nannte, war ein kleiner Park mit schneebedeckten Grünflächen und Sträuchern, deren Namen ich auch ohne die Schneehauben nicht kannte und deswegen Gebüsch nannte, Eichen und Kastanien. Auf einem Querweg hatten Kinder eine Schlitterbahn angelegt. Seit meiner Kindheit hatte ich keine mehr gesehen. In meiner Erinnerung waren die Winter meiner Kindheit strenger. Wir rodelten und schlitterten, und wer hinfiel, brach sich weder ein Bein noch das Schlüsselbein. Es gab lediglich blaue Flecken. Sie erinnerten beim Befühlen schmerzhaft an den nachmittäglichen Spaß, aber sie hinderten uns nicht, am nächsten Tag wieder auf die Schlitterbahn zu kommen. Selbst wenn der Boden schon fleckenweise durchschien, nahmen wir die Herausforderung an. Von allen Tagen waren die schönsten, wenn wir Neuschnee zu blankem Eis schliffen.

Ob Magen, Darm und Hüfte ähnliche Erinnerungen hatten? Ich traute mich nicht, sie zu fragen. Die Klinik schaffte zwar eine aufdringliche Intimität, aber keine wirkliche Nähe. Ob es an dem Altersunterschied lag, an den unterschiedlichen Lebensumständen? Wir redeten in der Art, wer wann ins Badezimmer ging, ohne ins Gespräch zu kommen.

Als ich im Aufenthaltsraum zufällig ein Romanheft von Jerry Cotton fand, ging es meiner Seele gleich eine Stufe besser. Einen verlässlichen Freund wie Phil Decker, der mich aus allen Lebenslagen heraushaut, hätte ich gut gebrauchen können. Leider ist ein Jerry-Cotton-Heft nur etwas für einen Nachmittag. Danach bleibt New York wieder sich selbst überlassen. Schwester Julia lächelte mich, wie ich glaubte, spöttisch an, als sie mich das Heft lesen sah. Eine Etage tiefer gäbe es eine Bibliothek, sagte sie. Im ersten Moment wollte ich antworten, in der Not frisst der Teufel Fliegen, aber dann siegte die Einsicht. Ich war weder der Teufel noch musste ich mich in diesem Haus für etwas schämen, am wenigsten für herumliegende Romanhefte.

Mein erster Ausflug zur Bibliothek in Richtung auf den Aufzug endete an der offenen Tür der Hauskapelle. Katholisch, stellte ich fest, das vergisst man nicht, auch wenn ich nicht mehr praktizierte. Ich rollte herein. Maria mit dem Kind überblickte die Kapelle von rechts neben dem Altarraum. Nur das Ewige Licht brannte. Die schlichten bunten Scheiben der Fensterreihe unter dem Dach spendeten an diesem grauen Wintertag wenig mehr als Halbdunkel. Ich dachte an das leuchtende Farbspiel eines Sonnentages, an Wohlbefinden und Kraft. In den nächsten Minuten entglitt mir allmählich dieses Gefühl und ich erlag der Ruhe.

Laute Stimmen auf dem Gang holten mich aus dem Versunkenen zurück. Ob und was mir durch den Kopf gegangen war, konnte ich nicht mehr sagen. Genau darin lag jedoch der besondere Reiz, eine Zeit lang überhaupt nichts gedacht zu haben, ohne zu schlafen.

Von nun an besuchte ich die Kapelle täglich, manchmal auch zwei Mal. Nicht immer verfiel ich in das erfrischende Trauma der Gedankenlosigkeit. Wenn ich an Marion dachte und sich Wehmut bei mir einstellte, gelang mir das am Besten. Karola und Tina beschäftigten mich mehr. Kein Wunder, sie waren präsenter in meinem Leben.

Dann ertappte ich mich dabei, wie ich mich mit Gott unterhielt. Ich hatte ihm nichts Erfreuliches mitzuteilen, nur meine Trauer und einen Wink auf die inzwischen verebbte Wut, warum Marion drei Wochen nach ihrem 40. Geburtstag sterben musste. Selbst wenn er mir mit Karola eine zweite Chance schickte, verstand ich das Schicksal nicht.

Mitten in ein solches, wie immer einseitiges Gespräch hörte ich meinen Namen. Karolas Stimme klang sanfter und nicht so bestimmend, wie ich sie in Erinnerung hatte. Ich war so überrascht, dass ich den Rollstuhl mit beiden Armen ungestüm wendete und mir ein heftiger Schmerz durch die Schulter zog. Sonst nahm ich die Kraft, wenn ich mich im Rollstuhl bewegte, schonend aus dem rechten Arm.

Karola fragte nicht, warum ich in der Kapelle saß. Schließlich kam sie aus der Kirche, als ich sie Heiligabend auf der Straße angesprochen hatte. Sie legte den Arm um Tinas Schultern.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte ich verdutzt.

»Recherche. Das muss ich als Journalistin können.«

Ein besonderes Kunststück war das nicht gewesen, dachte ich, jetzt unbelastet vom Überraschungseffekt. Wenn sie sich bei den Nachbarn erkundigt hatte, ergab Eines das Andere. »Ich wollte deine Qualifikation nicht in Frage stellen«, sagte ich.

Sie ließ sich nicht auf eine Konfrontation ein. »Wie geht es dir?«, wollte sie wissen. »Schlecht, vermutlich?«

Ich nickte.

»Eine Kapelle ist nicht der unpassendste Ort für jemanden, dem es schlecht geht«, sagte sie. »Man findet zu sich.«

»Darf ich dich schieben?«, mischte sich Tina ein.

»Na klar.«

Tina stemmte ihr ganzes Gewicht gegen den Rollstuhl. Ich half an den Reifen etwas nach, damit wir ins Rollen kamen.

»Du hast dir das nicht so vorgestellt«, sagte ich zu Karola. Ich konnte sie nicht ansehen, weil sie hinter mir ging. Plötzlich drehte ich mich herum, wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben. Karola fasste die Armlehnen des Rollstuhls und beugte sich zu mir.

»Mama!«, protestierte Tina.

Karola sah mich an. In ihrem Blick lag jetzt die Entschlossenheit, die ich von ihr kannte. Ich wartete, was sie mir ins Gesicht sagen wollte. Stattdessen schob sie mich wieder in Fahrtrichtung.

»Hast du etwa ein schlechtes Gewissen?« Sie ließ mich nicht antworten. »Es ist eben nicht mit einem Sonntagnachmittag getan«, fuhr sie fort. »Wenn ich wegen eines kurzfristigen Termins eine Freundin anrufen muss, bei der ich Sorge habe, dass sie als Gegenleistung – du weißt schon... Ich muss Bekanntschaften pflegen, denen ich längst entwachsen bin, und das alles nur, weil ich ständig Hilfe brauche, um auch leben zu können.«

Ich unterdrückte die Frage nach Tinas Vater.

»Was will den Biggy von dir?«, fragte Tina.

»Dass ich mich auch um sie kümmere, Schatz«, antwortete Karola. »Dabei habe ich so wenig Zeit, das weißt du doch. Deshalb haben wir Klaus gefragt, ob ...«

»Halt«, sagte ich und bremste den Rollstuhl mit den Handflächen auf den Reifen. »Wollen wir mein Vierbettzimmer mit dem Darmleiden und der Hüfte besichtigen? Oder im Aufenthaltsraum die heutige Ausgabe der Bild-Zeitung aus den verstreut liegenden Seiten zusammensetzen?«

»Unbedingt das Letztere«, antwortete Karola.

Wir einigten uns darauf, in die Cafeteria zu gehen. Karola bestand darauf mich einzuladen, weil sie mir nichts mitgebracht hatte. Blumen für eine Frau, das ginge notfalls immer, aber für mich? Sie kenne mich zu wenig, erklärte sie.

»Die Zeitung von heute hätte mir gereicht, mit roten Kringeln um deine Artikel.« Meine Antwort verblüffte sie.

»Denn das Gute liegt so nah«, zitierte sie und lachte. »Von mir ist heute nichts Besonderes drin. Ich habe die Einsendungen bearbeitet, einen Bericht über das Ergebnis der außerordentlichen Unterbezirks-Vorstandswahlen der SPD verfasst – ein Kollege sollte eigentlich vor Ort sein, aber er ist leider krank geworden; schade, denn es hat dort ordentliche Querelen gegeben, dann die jährliche Aufführung des ›Jedermann‹ der Abiturientenklasse des St.-Ludgerus-Gymnasiums, und eine historische Fachtagung über die Erforschung von Pilgerwegen in unserer Region – solche Sachen halt. Der Mensch, wenn er ein Anliegen hat, oder schlimmer, wenn er eine Funktion bekleidet, will wahrgenommen werden.«

»Routine«, sagte ich und stach in den Käsekuchen auf meinem Teller, »haben wir alle, mehr oder weniger.«

»Schmeckt dir der Kuchen nicht?«, fragte Karola. »Dein Gestochere wirkt lustlos.«

Ich schob den Teller von mir. »Ich will hier raus«, sagte ich leise. »Ich weiß, ich bin ungerecht, verglichen mit anderen Schicksalen in diesem Haus. Trotzdem kann ich die Zweifel nicht loswerden, ob es denn tatsächlich ›Schicksale‹ sind, wenn mit knapp achtzig der Darm versagt, oder die Gelenke. «

»Diese Diskussion ist doch durch«, sagte Karola. »Vor dem Gesetz sind alle gleich. Und wenn wir den ethischen Unterbau entfernen, begeben wir uns in den Bereich darüber zu entscheiden, was noch lebenswert ist.«

Ich atmete hörbar aus.

»Du prust«, verkündete Tina und kicherte.

»Ich pruste?«, fragte ich und blies dabei Luft aus den Backen. »Es heißt: Du prustest. Das lernst du noch, in der Schule.«

Ich wandte mich an Karola. »Ich kann das Gejammer nicht mehr ertragen. Es geht mir um die fehlende Bereitschaft, das anzunehmen, was dir im Leben widerfährt.«

Karola musterte mich prüfend.

»Du bist ein Heuchler, der eigentliche hadernde Jammerlappen. Du erträgst nicht einmal die drei oder vier Wochen, bis du wieder gesund bist. Das unterscheidet dich von einigen Anderen; die werden den Rest ihres Lebens mit ihrer Krankheit verbringen. An diesen Zustand werden sie sich vermutlich erst gewöhnen müssen.«

Mit blieb eine Entgegnung im Hals stecken. Diese Frau war auf eine Weise direkt, die mir die Luft abschnürte. Ich musste an Tinas Vater denken, von dem bis jetzt noch nie die Rede gewesen war, quasi als Rechtfertigung, wie schwierig Karola war. Sein konnte, korrigierte ich mich.

»Ich hätte auch ein ›Schicksal‹ vorzuweisen«, sagte ich, nachdem ich mich wieder gefasst hatte, »das ich nicht zu meinem Lebensinhalt mache.«

»Du sprichst von deiner Frau?«

Ich sah Karola nur an. Marion sollte kein Thema zwischen uns werden.

»Gut«, sagte Karola. »Ich hole dich hier raus. Du musst dir allerdings einen Pflegedienst organisieren, morgens und abends. Und Essen auf Rädern. Ein Arm ist gesund, also kannst du auch telefonieren. Bleib hier«, wies sie mich an, »ich hole deine Sachen aus dem Zimmer. In einer Stunde bist du wieder zu Hause.«

Zielstrebigkeit musste die Zwillingsschwester ihrer direkten Art sein.

»Dreihundertvierzehn«, sagte ich. Sie war schon weg, als ich meinen Schrankschlüssel aus der Hosentasche gekramt hatte und ihn hochhielt. Ich drückte Tina den Schlüssel in die Hand.

»Lauf!«, forderte ich sie auf.